

Lluís Llach

Die Frauen  
von

La Principal

*Roman*



Insel

Lluís Llach  
Die Frauen  
von La Principal

Roman

Aus dem Katalanischen von Petra Zickmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
*Les dones de la Principal*  
bei Editorial Empúries, Barcelona.

Die Übersetzung wurde gefördert aus den Mitteln  
des Institut Ramon Llull.

**LLL** institut  
ramon llull  
Katalanische Sprache und Kultur

Erste Auflage 2016

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2016

© Lluís Llach, 2014

© Licence given by Grup Editorial 62, S.L.U., Editorial Empúries

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie  
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm  
oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17672-5

I  
IM SCHAUKELSTUHL

Donnerstag, 7. November 1940

Úrsula stieg in den ersten Stock hinauf, wie immer, wenn sie allein im Haus war. Sie setzte sich in Senyor Andreus Schaukelstuhl, rief sich sein Bild ins Gedächtnis und sagte: »Mögest du in Frieden ruhen.«

Und wie immer schweifte ihr Blick dann über Möbel und Zierrat in dem vornehmen Salon. Viel zu viel Kram, dachte sie bei sich. Seit der große Flügel dort stand, fand sie das Zimmer überfüllt. Sie würde den Federwedel auch mal mit raufbringen müssen, im Licht der großen Fenster verriet der Staub auf der lackierten Oberfläche, dass sie schon seit drei Tagen nicht mehr saubergemacht hatte. In Wahrheit taugte sie nur noch zum Staubwischen. Doch die vielen Jahre im Dienst der Familie und die Zuneigung, die Maria ihr entgegenbrachte, hatten ihr zu dem einen oder anderen Privileg verholfen. Und so war sie von der Pflicht entbunden, zusammen mit allen anderen Dienstboten und Arbeitern der Principal an diesem Morgen die Senyora zur Messe im Mas Gran, dem Haupthaus des Anwesens, zu begleiten.

Sooft man sie für eine Weile allein ließ, ging sie hinauf in die Gemächer der Herrschaft zu Andreus Schaukelstuhl. Behutsam ließ sie sich darin nieder und schob sich ein Kissen hinter den Kopf. Von diesem Sessel aus betrachtete sie die Einrichtung, als hätte sie sie noch nie gesehen, und jedes Mal blieb ihr Blick an irgendeinem Gegenstand hängen, der sie im Geist zurücktrug in die Erinnerung und weiter bis an die Schwelle der Träume.

Doch kaum hatte sie die richtige Sitzposition gefunden, bemerkte sie in der Ritze der angelehnten Tür einen Schimmer. Er kam aus

der Bibliothek. Ach, Maria hatte wohl wieder mal vergessen, das Licht auszuschalten. »Die Kleine verkriecht sich in letzter Zeit viel zu lange da drin«, murmelte sie und stand auf. Sie ging hinüber und löschte die Lampe über dem Lesetisch, auf dem sich Dokumente, mit Notizen übersäte Skizzen von Lageplänen und Bücher voller Zahlen häuften. Sie wusste nicht, womit die Kleine beschäftigt war, aber irgendetwas brütete sie aus. Eine große Sache, denn sie hatte allen auf der Principal streng verboten, das Zimmer zu betreten. Allein Úrsula war es gestattet, die Teppiche zu klopfen, den Boden zu wischen und die Möbel abzustauben, nachdem sie bei Gott und ihrer Mutter hatte schwören müssen, kein Stück Papier anzurühren und alles zu lassen, wo es war.

Murrend kehrte sie zum Schaukelstuhl zurück. Sitzmöbel, die das Ungleichgewicht zur Tugend erhoben, waren mit Vorsicht zu genießen, sowohl beim Hinsetzen als auch beim Aufstehen, besonders in einem Alter, in dem die Kraft in den Armen und überall sonst nachließ. Noch während sie es sich erneut bequem machte, um ihr Ritual wieder aufzunehmen, war ihr plötzlich, als hätte jemand leise an die Haustür geklopft. Bestimmt eines der Dorfkinder mit seinen Streichen, das war sowieso egal. Und sie hatte keine Lust, sich noch mal zu erheben. Beim Betreten der Bibliothek hatte sie daran denken müssen, wie die Alte – das war der Spitzname von Maria Roderich gewesen, der Mutter der jetzigen Senyora – damals dieses prächtige Lesezimmer zu Ehren ihres Gatten Narcís Magí eingerichtet hatte. Oh ja, herrliche Zeiten waren das ...

#### *DIE ALTE UND DIE PRINCIPAL TRÄUMERISCHE ERINNERUNG*

*Kein Zweifel, die Frau besaß Durchsetzungsvermögen und stand dem Gut vor wie ein Kasernenchef, aber den Spitznamen »die Alte« hatte man ihr schon mit knapp zwanzig Jahren verpasst, zu einer Zeit, als die Reblaus die Abadia verwüstete und sie fast den gesamten Besitz der Roderichs in Pous erbte. Die Leitung der Principal, des Weinkellers,*

der Ländereien und sämtlicher Geschäfte, war keine leichte Aufgabe für eine im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts geborene Frau. Wenn sie aber obendrein so vermögend war, dass sie den Neid der gesamten Region auf sich zog und einen Status genoss, der in ihrer von Männern dominierten Umgebung dumpfe Eifersucht schürte, waren die Schwierigkeiten unermesslich.

In Pous war man einhellig der Meinung, diesem Verstoß gegen die Konventionen sei nur durch eine ordentliche Ehe abzuhelpfen, weil im reichsten Haus des Dorfes nun mal ein gestandener Mann das Regiment führen müsse. Doch als Maria Roderich zu heiraten beschloss, war ihr Auserwählter ebenso reich wie frei von irdischen Machtgelüsten. Maria heiratete gewiss aus Liebe, aber die Schlauerer unter den Dörflern sahen zwei weitere Vorzüge: Zum einen vergrößerte sie auf diese Weise ihr Vermögen, und zum anderen behielt sie auf der Principal die Zügel in der Hand.

Narcís Magís Eltern gehörten zu den wohlhabendsten Kaufleuten von Rius, waren jedoch bei einem Schiffsunglück auf der Rückreise aus London ums Leben gekommen. Ihr einziger Sohn, der nur ihnen zu Gefallen Jura studiert und kurz zuvor seinen Abschluss gemacht hatte, war mit einem Mal Erbe eines immensen Landgutes. Bedauerlicherweise hatte er mit diesem Vermögen nicht auch den Ehrgeiz geerbt, es zu vermehren oder auch nur geschickt zu verwalten, so die Kritik der erlauchten Mitglieder des Unternehmerzirkels von Rius. Denn Narcís nutzte seinen Stand als sorgenfreier Erbe, indem er sich fortan dem privilegierten Leben widmete wie einem Beruf. Manche könnten nun meinen, eine solche Persönlichkeit als Faulpelz, Hallodri oder Tagedieb bezeichnen zu dürfen. Doch weit gefehlt.

Narcís verschaffte sich einen groben Überblick über sein Vermögen und erkannte, dass er bei guter Planung und deren strikter Einhaltung so viele Jahre von der Rendite würde leben können, wie der liebe Gott ihm gewähren mochte. Er überlegte es sich nicht zweimal und nutzte die Gelegenheit, endlich das Leben zu führen, das er sich erträumt hatte, seit er sich widerwillig an der Universität von Barcelona eingeschrieben hatte: Er ging spazieren, las, besuchte Konzerte, schrieb, dachte nach, reiste ..., nach Ansicht vieler Leute lauter nutzlose Tätigkeiten.

*Doch dieser junge Mann machte das Nichtstun zu seinem Tagewerk, und wenn er sich auch anfangs gebärdete wie ein übereifriger Lehrling, entwickelte er sich mit der Zeit doch zu einem feinsinnigen Lebenskünstler.*

*Er war ein sonderbarer Bursche, erinnerte sich Úrsula schläfrig, mit Verhaltensweisen, die gegen die guten Sitten verstießen. Beispielsweise wollte er nach seiner Hochzeit mit Maria Roderich nicht in Rius bleiben, sondern kehrte der Stadt – zur Verblüffung der Mitglieder des Unternehmerzirkels – den Rücken und zog nach Pous, einem kleinen Dorf, halb versteckt in einem tiefen Tal und, gesellschaftlich gesehen, Ödland. Ein anderes Beispiel: Seit seiner Ankunft auf der Principal schien er bemüht, den Pulsschlag des Hauses nicht zu verändern. Vielmehr passte er sich diskret an, als wollte er den von Maria geregelten Gang der Dinge nicht stören. Er erhob keinen Anspruch darauf, die Finanzen zu überwachen, er mischte sich nicht in ihre vielfältigen geschäftlichen Aktivitäten ein. Von seiner mangelnden Begabung einmal abgesehen, ahnte er wohl auch, dass seine Frau das niemals zugelassen hätte. Maria verwaltete die großen Gewinne und die Konflikte der Principal mit einem Sinn für Autorität, der ihm völlig abging. Ihn faszinierte es, mit welcher Entschiedenheit seine Gattin sich Achtung verschaffte, und das zu Zeiten, zu denen es gar nicht gern gesehen war, wenn eine Frau über irgendetwas oder irgendjemanden das Sagen hatte.*

*Tatsächlich empfand Maria Roderich eine tiefe Liebe für diesen sensiblen Mann, der so anders war als alle anderen und sie selbst. Wenn sie sich morgens im Spiegel betrachtete, fand sie nicht eine einzige der Tugenden, die sie an Narcís liebte. Doch in ihrer Verschiedenartigkeit waren sie wie Zahnräder, die, wenn sie nicht passten, zu blutigen Verletzungen führen konnten, wenn sie richtig ineinandergriffen, allerdings die Maschine mit eigentümlicher Präzision am Laufen hielten. Und auch wenn manch einer es für ein Wunder halten mochte, funktionierte die Maschine während der zehn Jahre ihres Zusammenlebens reibungslos.*

*Von all den Männern, die die Alte umschwärmt und um ihr Geld oder ihre Liebe gebuhlt hatten, war Narcís der Einzige, dem es gelang, Eigenschaften in ihr zu wecken, die sie nie zuvor besessen hatte: Neu-*

gierde und Wissensdurst. Er war ein gebildeter, seltsamer Mann, der ihr auf Augenhöhe begegnete, immer interessante Themen anschnitt oder zu Fragen, die Ehemänner sonst niemals mit ihren Frauen besprachen, ihre Meinung hören wollte. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie die Notwendigkeit, über ihre Fragen länger nachzudenken als über ihre Antworten. Und wenn, was häufig vorkam, ihre Gedanken oder Sichtweisen nicht übereinstimmten oder gar völlig gegensätzlich waren, sah er darin vor allem die Herausforderung, nach der Ursache zu suchen und die Differenzen auszuloten, jedoch stets in der Absicht, diese zu verringern, zu überbrücken oder, wenn das nicht möglich war, zumindest zu verstehen.

Diese Eigenschaften, die keiner ihrer früheren Verehrer auch nur ansatzweise vorzuweisen hatte, erstaunten und verzückten sie. Maria Roderich bekannte sich zu ihrer Dickköpfigkeit und der Unerschütterlichkeit ihrer religiösen Überzeugungen und brüstete sich, in fast allem konservativ und altmodisch zu sein. Aber Narcís und seine Art, die Dinge zu betrachten, regten sie zum Nachdenken an, was gelegentlich dazu führte, dass sie von unantastbar geglaubten Meinungen abrückte oder diese immerhin in Zweifel zog, ohne etwas dabei zu finden. Ganz im Gegenteil, sie freute sich darüber. Wie wenn sie als kleines Mädchen Bänder und Papier von einem Päckchen entfernt hatte, gespannt auf das neue Geschenk.

Auch entbehrte Narcís allem Anschein nach der nötigen Leidenschaft, um seiner Frau volle Befriedigung zu verschaffen, und obgleich dieser Aspekt Maria am Anfang ihrer Beziehung Sorgen bereitete, lernte sie doch bald, das fehlende Feuer zu schätzen und als unerlässlichen Preis für sein Wissen, seine Bildung und Feinfühligkeit zu begreifen. Und so fand sie sich mit einem Eheleben ab, in dem zwar ihr Körper zu kurz kam, ihr Kopf dafür umso mehr profitierte.

Die meiste Zeit des Tages gingen sie getrennte Wege, er in seine Reflexionen versunken und sie mit allem beschäftigt, was innerhalb und außerhalb der Principal anfallen mochte. Und in den Stunden zu zweit genossen sie ihr Zusammensein, als entdeckten sie einander jedes Mal neu, als schöpften sie aus ihrem wechselseitigen Bemühen um die Seele des anderen immer wieder Kraft. Weil er in diesen Momenten einen

*Willen bewundern konnte, über den er niemals verfügen würde, und sie das berauschte Licht neuer Horizonte wahrnahm, zu denen nur ihr Gatte sie zu führen vermochte.*

*Auf diese Weise verbreiteten sie eine Atmosphäre solcher Eintracht, dass niemand sich erinnern konnte, in all den Jahren ihres Zusammenlebens einen bösen Blick oder ein scharfes Wort bemerkt zu haben. Im Umfeld der Alten galt dies als das reinste Wunder, und das Personal genoss die Harmonie wie die Ruhe vor dem Sturm.*

*Diese ganze Entwicklung wurde von einem wesentlichen Element begleitet, einer Art Symbol ihrer Einigkeit: dem großen Flügel, den Narcís aus Rius mitgebracht hatte. Er stand mitten im Wohnzimmer der Principal, und jeden Abend ließ sich Narcís auf dem dazu passenden Klavierhocker nieder, drehte den Sitz je nach seiner Gemütslage höher oder tiefer und spielte eine Weile. Die Alte saß unterdessen im Schaukelstuhl ihres Vaters, nah bei ihrem Mann, aber mit dem Rücken zu ihm, entweder um ihre Tränen vor ihm zu verbergen oder weil sie die Mechanik nicht sehen wollte, die das musikalische Wunder bewirkte. Dann lehnte sie den Kopf zurück, schloss die Augen und verharrte vollkommen reglos. Nur ein leises Lächeln um ihre Lippen verriet das Glücksgefühl, das sie durchströmte. Narcís mochte kein Virtuose sein, doch er besaß ein Gespür für Ausdruck, und wenn er über die Tasten strich, war ihm, als liebteste er die empfindlichsten, geheimsten Stellen seiner Frau.*

*Von Kindern, dieser unabdingbaren ehelichen Pflicht, war zwischen ihnen kaum je die Rede. Nur einmal deutete die Alte an, sie hätte gern ein kleines Mädchen, kam jedoch nicht wieder darauf zurück, denn wann immer sie im Gespräch die Mysterien des Ehebettes erwähnte, wich Narcís dem Thema aus. Das Zusammenspiel unbekannter Zufälle führte trotz allem dazu, dass es Narcís gelang, seine Frau zu schwängern, als diese längst alle Hoffnung aufgegeben hatte. Maria konnte sich mit dem Gedanken erst gar nicht recht anfreunden. Und die bösen Zungen im Dorf auch nicht. Bald kursierten die Namen jener kernigen Jungs aus Pous, die an dem Phänomen angeblich beteiligt gewesen sein sollten.*

*Maria Roderichs Fruchtblase platzte ohne jede Vorankündigung,*

und fast im selben Augenblick setzten mit höllischen Schmerzen die Wehen ein. Ihre gellenden, kläglichen Schreie ließen das ganze Haus vom Weinkeller bis zum Dachboden erbeben. Als die Bediensteten sahen, dass das Ereignis keinen Aufschub mehr duldete, trafen sie schleunigst die nötigen Vorbereitungen, und zwei Mägde eilten ins Dorf, um Presentaciò zu holen, die einzige Hebamme in Pous. Zugleich schickte Senyor Narcís den Vorarbeiter Raül zum Telegrafenamnt, damit er Doktor Lluch in Rius benachrichtigte und dieser sich sofort auf den Weg machte.

Die beiden Dienstmädchen waren darauf eingestellt, durchs halbe Dorf rennen zu müssen, da Presentaciò bekanntermaßen nie zu Hause war, wenn man sie dringend brauchte. Unterdessen setzte Rosa, die Köchin, Töpfe auf den Herd, damit ausreichend heißes Wasser zum Waschen und Säubern zur Verfügung stand. Daneben stellte sie einen kleineren Topf für den Tee aus Zitronenverbene, von der man glaubte, sie lindere die Krämpfe der Gebärenden, und noch einen weiteren für einen Thymianaufguss, falls an zarter Stelle eine Wunde zu versorgen wäre.

Bei Rosa in der Küche war auch Úrsula; die schiefe Stirnfalte besonders scharf ausgeprägt, schnitt sie Baumwolllappen zurecht und stapelte sie ordentlich auf einem Tischchen. Sie würden zum Abtrocknen und Reinigen dienen. Oder als heiße Umschläge für die Nierengegend, um Maria das Pressen zu erleichtern. Die feinsten Gewebe tat sie zur Seite, sie sollten als erste Windel für das Neugeborene verwendet werden, bevor es in die Spitzen gekleidet würde, die ebenfalls schon bereitlagen.

Doch die Geburt ließ sich weder von der Ungeduld der Wartenden noch von der Fahrzeit des Arztes beeinflussen, und in den zwei Stunden, die dieser für die hundertsiebenundzwanzig Kurven zwischen Rius und Pous brauchte, sah sich Presentaciò gezwungen, die Sache allein in die Hand zu nehmen. Nachdem sie verstohlen ein ganzes Glas Melisengeist gekippt hatte, um ihre Nerven zu beruhigen, fühlte sie sich gewappnet, begann, Anweisungen zu erteilen, und versetzte das ganze Haus in Aufruhr, indem sie die Frauen zwischen Küche, Bad und Schlafzimmer hin und her scheuchte.

*Auch Senyor Narcís, den niemand davon abbringen konnte, seiner Frau beizustehen, hielt sich im Zimmer auf und sah zu, wie Töpfe hereingetragen und Mulltücher gebracht wurden, die den Raum dann blutbefleckt wieder verließen, hörte Ratschläge, Schreie, Stöhnen ... und las in den Gesichtern immer schlimmere Befürchtungen. Fünf Minuten nachdem Doktor Lluch aus Rius eingetroffen war, erschien das runzlige Körperchen, über und über von Blut und Schleim bedeckt, ein winziges Mädchen, das die Alte nicht sehen konnte, weil ihr der Schmerz zusammen mit dem Blutverlust schließlich die Besinnung geraubt hatten.*

*Auf Wunsch des Vaters wurde das Kind nach der Mutter benannt und wenige Tage später, in viel kleinerem Rahmen als den Pousern lieb gewesen wäre, auf den Namen Maria Blanca Basilissa Magí i Roderich getauft.*

*Man schrieb das Jahr 1910, und mit diesem unerwarteten Schatz in der Familie schien alles perfekt. Doch das Schicksal trifft seine Entscheidungen oft willkürlich, und vier Monate nach der Geburt seiner Tochter erkrankte Narcís an der Stelle in seiner Brust, an der seine nobelsten Gefühle entsprangen. Die namhaftesten Ärzte von Rius und Barcelona begannen mit ihrer Behandlung, bis sie eingestehen mussten, dass es keine gab. Narcís, der über seinen Zustand genau informiert zu werden wünschte, zog es angesichts der schlechten Prognose vor, auf die Principal zurückzukehren und dort in Ruhe zu sterben. Sechs Wochen später bat er seine Frau, ihn nackt auszuziehen, und ergab sich still dem Nichts, ohne einen Seufzer; als sank er in einen friedlichen Traum, schmiegte er sich in die Arme seiner Liebsten, bis sein Herzschlag verstummte.*

*Die Alte war tief erschüttert. Gewiss hatte sie in Narcís nicht den erträumten Märchenprinzen gehabt und auch keinen Liebhaber, der ihre Sinne betört hätte, aber er war ihr ein Gefährte von seltener und feiner Art gewesen. Nach seinem Tod mutmaßte Úrsula, wie viele andere auch, sie würde sich wieder einen Ehemann suchen oder wenigstens einen Mann, mit dem im Bett etwas anzufangen wäre, doch das tat die Alte nicht. Ihre Gefühle verbarg sie fortan, doch tief unter der spröden äußeren Schale bewahrte sie ihrem Gatten ein stets liebendes An-*

denken. Nach außen jedoch zeigte sie nur noch Stacheln, die Blüten blieben fortan für immer verborgen.

Narcís hinterließ ihr ein beachtliches Vermögen, Wertgegenstände, Geld und Ländereien, auch Gemälde, Skulpturen und, neben dem Klavier, jede Menge Kostbarkeiten, mit denen er im Lauf der Jahre das Haus angefüllt hatte, wie um sie als erlesene Zeugnisse seines Aufenthaltes dort zurückzulassen. Doch der Großteil seines Vermächtnisses waren Bücher, Schränke voller Bücher, Schubladen voller Bücher, auf Tischen gestapelte Bücher; in jedem Winkel des Hauses, wo dieser Mann länger als drei Minuten gegessen hatte, lagen Bücher. So viele, dass die Alte sie alle in einem Zimmer neben dem eleganten Salon zusammenrug und eine Bibliothek einrichtete, die, präsiert von einem Porträt des Verstorbenen, jeden Besucher mit Bewunderung und Respekt erfüllte, während sie der Principal zugleich den ehrwürdigen Glanz von Kultur und Intellekt verlieh.

Der Bestattungszeremonie wohnte die Witwe von einem Podium aus bei, das links vom Altar im Presbyterium aufgestellt war, einem exklusiv den Roderichs vorbehaltenen Platz. Anwesende berichteten, sie habe mit ungeheurer Inbrunst gebetet, die Augen gen Himmel gerichtet und das Kind an die Brust gepresst, als flehte sie Gott an, den Blick auf sie zu senken. So mancher argwöhnte, mit der Kraft ihrer Fürbitten und der Zartheit des Säuglings wolle sie den Herrgott sicherlich ihrem Mann gegenüber gnädig stimmen. Tatsächlich hegte die Witwe den Verdacht, dass ihr Narcís, falls das Fundament ihres Glaubens wirklich die Wahrheit war, die er immer bestritten hatte, längst in der Hölle schmoren musste. Und darüber war sie, selbst wenn Gott grundsätzlich recht hatte, ehrlich entrüstet.

Während die Monotonie der Totenmesse Maria einlullte und ihre Befürchtungen dämpfte, hing sie Gedanken über die Vergänglichkeit des Menschenlebens nach, sei es als letzte Huldigung für ihren Narcís, sei es, um sich von der Langeweile dieses feierlichen Hochamtes abzulenken. Ihr Korsett schnürte sie so ein, dass sie kaum Luft bekam. Sie hatte ausgiebig gefrühstückt und litt jetzt unter Blähungen. Zum Glück war das Podium weit genug von der Kirchengemeinde entfernt, und so konnte sie sich ungeniert Erleichterung verschaffen, machte sich

*jedoch Vorhaltungen, weil sie in letzter Zeit stark zugenommen hatte. Und dort oben im Presbyterium und in diesem feierlichen Augenblick schwor sie sich, Enthaltbarkeit zu üben, um nicht zu einem schlaffen Fettwanst zu werden.*

*Sie wiederholte diesen Schwur, bis sie einhundertdreiundzwanzig Kilogramm wog. Sie sagte, sie esse wenig, es seien die Nerven, und sogar die Köchin, die unablässig ihren Appetit stillte, bestätigte dies. Der Speck jedenfalls fuhr fort, die letzten Kurven ihres Körpers mit immer neuen Wülsten auszupolstern. Es waren die Nerven. Der Herrin widersprach man nicht, und der Alten von der Principal schon gar nicht.*

*Rosa, die Köchin, starb zwei Jahre nach der Geburt der Kleinen. Weil sie es kommen sah und mit dem neuen Laster der Herrin vertraut war, empfahl sie der Alten eine Kollegin namens Neus, eine etwa dreißigjährige Frau, die einen kleinen Sohn hatte, im sechsten Monat schwanger war und für keines der Kinder einen Vater vorweisen konnte. Die Alte hätte sie in diesem Zustand niemals genommen, doch der jungen Frau eilte ein guter Ruf voraus, eine Woche auf Probe überzeugte die Alte endgültig, und so stellte sie sie ein, auch wenn sie eigentlich gar keine Köchin brauchte, weil sie ja schon allein von den Nerven immer dicker wurde.*

*Ihr extremes Übergewicht führte zu Schmerzen, als deren Ursache die Ärzte in Barcelona eine Deformation der Wirbelsäule feststellten und Maria nahelegten, sich zu mäßigen, da sie sich andernfalls bald nicht mehr bewegen könnte und die Schmerzen zur Qual würden. Leider erlaubten ihr weder die Nerven noch Neus abzunehmen, und ein paar Jahre später erfüllte sich die Prognose. Noch bevor sie ihren endgültigen Umfang erreicht hatte, wurde es zu beschwerlich, mit diesem Leib ihr rühriges Leben beizubehalten. Andererseits empfand sie jeden Tag, den sie einsam zu Hause verbrachte, als Vorboten einer freudlosen Zukunft. Deshalb und auch, um es sich nicht mit Neus zu verderben, bestellte sie einen Tragsessel, eine bescheidene Replik der Sänfte auf einem der vatikanischen Bildchen, die sie in ihrer Nachttischschublade aufbewahrte. Damit würde sie auf den Schultern von vier Trägern überallhin gelangen, ohne ihre Fresslust zügeln zu müssen.*

*Während der Anfertigung dieses Stuhls, mit der Ramon, der beste*

*Tischler des Dorfes, beauftragt wurde, nahm die erwartungsvolle Spannung der Pouser stetig zu. Abends nach der Feldarbeit beeilten sich die Männer, nach Hause zu kommen, um sich ein wenig frisch zu machen, mit ihren sonntäglich gekleideten Frauen zur Schreinerei zu pilgern und der Entstehung der »Sedia« zuzusehen, wie der Volksmund das Vehikel bereits getauft hatte.*

*Die Warteschlangen bedurften bald einer gewissen Organisation, um die Besuche der Werkstatt reibungsloser und zügiger zu gestalten. Anfangs fand Ramon es ganz in Ordnung, weil ihn diese filigrane Arbeit ins Zentrum der kleinen Dorfwelt rückte und er sich endlich gebührend gewürdigt sah. Bis die Schaulust überhandnahm und er die Tür schließen und von innen verriegeln musste, um die nötige Ruhe für seine schöpferische Arbeit zu haben. Natürlich hatte das wilde Spekulationen zur Folge. Am meisten verbreitete sich die der beiden frommen Schwestern des Apothekers, die fanden, wenn die Alte sich eine Sänfte bauen ließ wie die des Papstes von Rom, sei das eine Beleidigung der höheren Mächte, die schon dafür sorgen würden, dass der Sessel die Werkstatt des Tischlers niemals verließ. Auf jeden Fall sprach man während der Ausführung dieses ungewöhnlichen Auftrags in Pous von nichts anderem.*

*An dem Tag, an dem das Möbelstück von der Schreinerei zum Tor der Principal gebracht werden sollte, formierte sich spontan etwas, das eher einer Prozession glich als der Auslieferung einer Bestellung. Ungeachtet der Proteste Ramons, der Angst hatte, sein Werk könnte Schaden nehmen, hievt sich eine Gruppe von Dorfbewohnern feixend das Ding auf die Schultern. Die Alte, über die allgemeine Erwartung in Kenntnis gesetzt, nahm sich Zeit, ihre Speckmassen in Schale zu werfen, und trat mit feierlicher Miene vor die Tür.*

*Es entstand eine spannungsgeladene Stille. Sie bäugte den Stuhl von allen Seiten und von oben bis unten, bis sie schließlich zur großen Erleichterung der Menge vier ihrer Arbeiter benannte, die sie als Opfer ausersehen hatte. Sie hieß sie, die Sänfte hochzuheben und versuchsweise durch die engsten Gassen des Dorfes zu tragen, und damit die Last der Wirklichkeit entspräche, befahl sie Úrsula und Neus aufzusteigen, weil ein Probelauf ohne »ein bisschen« Gewicht nicht vertrauenswürdig sei.*

*Und so setzte sich der Zug in Bewegung, angeführt von den schwankenden Trägern, die erst mal üben mussten, das Gerät im Gleichgewicht zu halten, was noch dazu ziemlich schmerzhaft war, weil Ramon vergessen hatte, die Tragestangen mit einem Polster zu versehen. Und obenauf, zum Gespött aller, Úrsula und Neus.*

*Bei der Steigung zur Kirche hörte man die Träger schon keuchen, vor allem die beiden hinteren, die mit so etwas nicht gerechnet hatten und angestrengt versuchten, den Hohn der Zuschauer zu überhören und das Zittern ihrer Beine zu überspielen. Danach bogen sie um die rechte Ecke des Gotteshauses, wo es drei schwerpassierbare Gassen gab, vor allem die zweite, in der es sofort um eine Haarnadelkurve ging, gefolgt von einem sehr steilen Anstieg und einer spitzen Häuserecke, an der selbst die erfahrensten Maulesel mit ihren Paktaschen hängenblieben. Bei ihren Manövern entgingen sie mehrmals nur knapp einem Unfall, auf den die Schaulustigen insgeheim lauerten. Doch alles in allem fiel der Probelauf zur allseitigen Zufriedenheit aus, und die Sedia kehrte, noch immer mit den beiden mittlerweile wachsbleichen Frauen auf dem Hochsitz, ohne eine Schramme zur Principal zurück.*

*Die Alte empfing sie auf der Straße vor dem Tor, und nachdem man ihr Bericht erstattet hatte, suchte sie Stoff und ein paar Kissen heraus und befahl mit lauter Stimme, damit jeder sie hörte, bis zum nächsten Sonntag die nötigen Vorbereitungen zu treffen: Sie beabsichtige, die Messe in der Kapelle des Mas Gran zu besuchen.*

*Die Nachricht sprach sich in Windeseile herum, und am folgenden Sonntag kam es in Pous zu einem absonderlichen Umzug mit der Sänfte an der Spitze, die Träger umweht von den Darmwinden der Alten, gefolgt vom Gesinde der Principal, umtobt von sämtlichen Kindern, und zum Schluss die Dorfbewohner, die sich das originelle Schauspiel freilich nicht entgehen lassen wollten, wobei die einen entzückt waren und die anderen zu allen Teufeln um einen Stolperstein flehten, weil sie am liebsten gesehen hätten, wie alles durcheinanderpurzelte. Doch bekanntlich wird die Bedeutung eines Ereignisses ja durch das Ausmaß der Aufmerksamkeit bestimmt. Und somit war die Einweihung der Sedia ein voller Erfolg und lieferte Gesprächsstoff für Jahre.*

## DER BESUCH

Donnerstag, 7. November 1940

Úrsula, die selbst im Halbschlaf scharfe Ohren hatte, war, als hätte sie schon wieder den Türklopfer gehört, immer hartnäckiger drangen die Schläge durch ihre Benommenheit. Um sich zu vergewissern, blinzelte sie durch einen Lidspalt, als könnte sie, wenn sie die Augen öffnete, auch deutlicher hören. In ihrem Alter und in diesem verschlafenen Zustand war das Aufstehen aus dem Schaukelstuhl nicht so einfach und erforderte Achtsamkeit: Zuerst neigte sie den Oberkörper, um die Sitzfläche nach vorn zu kippen, wobei sie aufpassen musste, sich gut mit den Beinen abzustützen, denn tat sie es mit den Armen, bestand die Gefahr, dass der Stuhl nach hinten wegrutschte. Und während immer wieder der Türklopfer ertönte, ging sie beunruhigt die dreifach gewundene Treppe hinunter in den Eingangsbereich.

Im Gegenlicht konnte sie den Mann in der Tür nicht genau sehen, aber sie hörte ihn sagen:

»Ich klopfe schon eine ganze Weile.«

Was bildete der sich ein, so mit ihr zu reden? Diesem Dämlack war wohl nicht klar, dass sie La Principal repräsentierte. Gutgekleidet war er, wie ein Städter, darum hielt sie sich vorsichtshalber zurück und warf ihm nicht an den Kopf, was ihr auf der Zunge lag, sondern erwiderte nach kurzem Nachdenken:

»Das ist La Principal, wissen Sie, das größte Haus im Dorf, und da muss man schon kräftig klopfen, um sich bemerkbar zu machen. Außerdem war ich beim Wäschewaschen im Hof, und das ist ganz auf der anderen Seite. Gut, was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte Senyora Maria Magí sprechen.«

Was Sie nicht sagen, dachte Úrsula.

»Die ist gerade nicht da. Kommen Sie ein andermal wieder, und wenn sie dann da ist, wird sie Ihnen selbst sagen, ob sie Sie empfangen kann.«

Der Mann sah sie fest an und betonte jedes Wort, als er langsam sagte:

»Passen Sie mal auf, gute Frau, ich bin Inspektor Lluís Recader vom Hauptkommissariat in Rius, und Sie sollten wissen, dass ich nicht anfrage, ob Senyora Magí mich empfangen kann oder nicht. Wenn sie zu Hause ist, wird sie mich empfangen müssen.«

Während er sprach, hielt er ihr eine halboffene Brieftasche vors Gesicht, um sich auszuweisen, doch Úrsulas müde Augen vermochten im schwachen Licht nichts zu entziffern.

Die Worte des Mannes ließen sie aufhorchen. Was wollte ein Polizeiinspektor auf der Principal? Normalerweise statteten die Beamten der Guardia civil, wenn sie auf ihrer Streife vorbeikamen, der Senyora einen Höflichkeitsbesuch ab. Erst tranken sie in der Küche ein Glas Wein, und dann pflegte die Senyora sie für ein Weilchen in die obere Etage einzuladen. Sie erkundigten sich, ob die Senyora irgendetwas brauche oder ob es in Pous etwas Neues gebe, und das war alles. Noch nie hatte ein Polizist in Zivil und erst recht kein Inspektor des Hauptkommissariats von Rius sie zu sprechen verlangt. Während Úrsula diese Gedanken zu ordnen versuchte, hörte sie ihn fragen:

»Und Sie, wer sind Sie?«

»Úrsula.«

»Ach ja, von Ihnen hat man mir schon erzählt.«

Die schiefe Falte auf Úrsulas Stirn vertiefte sich, aber sie sagte nichts.

»Wann wird Senyora Magí denn zurück sein?«

»Sie ist im Mas Gran.«

»Na schön, Senyora Úrsula, dann lassen Sie mich bitte rein, ich werde warten, bis sie wiederkommt.«

»Tut mir leid, aber zum Mas Gran ist es eine gute Stunde Weg, und sie hat das gesamte Personal mitgenommen, das heißt, sie wird

erst am späten Nachmittag wieder hier sein. Und ich bin ganz allein ..., und darum ...«

»Und darum werden Sie mit einem Polizeiinspektor im Haus vollkommen sicher sein. So kann ich Ihnen ja vorab schon mal ein paar Fragen stellen, und Sie könnten mir derweil etwas zu essen geben. Ich bin heute sehr früh in Rius aufgebrochen, und die vielen Kurven haben mich hungrig gemacht. Was halten Sie davon?«

»Oje, Herr Inspektor, da bringen Sie mich aber in Verlegenheit, ich weiß nicht recht, ob ich das tun sollte, besser gesagt, ob ich das überhaupt darf ...«

Der Polizist blickte sie durchdringend an. Die Frau konnte von Glück sagen, dass sie so alt war.

»Aber natürlich sollten Sie, Senyora Úrsula, natürlich dürfen Sie.«

Sein Blick wurde härter, und er kam zwei Schritte näher. Úrsula begriff, wie ernst es ihm war. Sie wich zur Seite und roch ein süßliches Kölnischwasser, als der Mann an ihr vorbei ins Haus trat. Obwohl sie nach all den Jahren kaum noch etwas schrecken konnte, war sie unsicher und verwirrt. Sie lehnte die Tür an und führte ihn in die Küche.

Sie gingen an der Treppe vorbei bis zum anderen Ende der Eingangshalle, wo Úrsula ihm die Tür zu einem großen, gediegen möblierten Raum öffnete.

»Das Speisezimmer des Hauses?«

»Nein, das ist oben, es wird aber nur genutzt, wenn hoher Besuch kommt. Die Senyora isst lieber hier, im Esszimmer der Bediensteten. Sie sagt, das ist praktischer.«

Der Inspektor ließ den Blick durch den enormen Raum schweifen und nahm im Geist Maß. Sie hatten das Erdgeschoss in gerader Linie durchschritten und vom Haustor aus schätzungsweise vierzig Meter zurückgelegt.

»Erstaunlich, von außen sieht das Haus so riesig gar nicht aus.«

»Das größte der Gemeinde«, entgegnete sie stolz, »wenn Sie den ersten Stock sehen würden ...«

»Da kommen wir auch noch hin, Senyora Úrsula, immer lang-

sam. Und wohin geht es da?« Er wies auf die vier Türen zu beiden Seiten des Saales.

»Das ist mein Zimmer, dieses ist das von Neus und Caterina. In dem da schläft Llorenç, und das andere steht leer, falls mal jemand von außerhalb hier eine Arbeit zu erledigen hat, die länger als einen Tag in Anspruch nimmt, und manchmal schläft da auch meine Tochter, wenn sie mich besuchen kommt ...«

»Ach, Sie haben eine Tochter?«

»Ja, Senyor.«

Durch die letzte Tür links betraten sie die Küche. Úrsula atmete auf, dies war ihr Reich.

»Und wie heißt sie?«, fragte der Polizist.

»Úrsula.«

»Ah ja ...« Er verkniff sich das Grinsen nicht. Ein Inspektor brauchte sich fast nie etwas zu verkneifen. »Und wer ist Llorenç?«

»Der Sohn von Neus.«

»Wie alt ist er?«

»Genau so alt wie die Senyora, sie sind ein Jahrgang.«

»Nämlich?«

»Dreißig, wenn ich mich nicht irre.«

»Und er ist der einzige Mann im Haus?«

»Der hier auch schläft, ja.«

»Aber auf diesem Gut arbeiten doch noch mehr ...«

»Auf dem Gut arbeiten mehr Knechte und Mägde, aber nur wir vier haben die Erlaubnis, hier zu übernachten. Alle anderen müssen die Principal verlassen, bevor abends das Tor geschlossen wird.«

Úrsula war es nicht gewohnt, so ausgefragt zu werden, nicht einmal von der Senyora, und der Ton, in dem sie dem Inspektor das Wort abgeschnitten hatte, erschien ihr selbst unpassend. Auch der Inspektor hatte diesen Eindruck, und eine andere Person hätte er möglicherweise in ihre Schranken gewiesen, doch dieser Alten gegenüber spielte er gern den Nachsichtigen.

»Darf ich mich setzen?«

»Oh, Verzeihung, Herr Inspektor, Ihre Fragerie bringt mich ganz durcheinander. Nehmen Sie Platz, bitte, nehmen Sie Platz. Worauf

hätten Sie denn Appetit? Ich habe Ziegenmilch, Brot, etwas Hartwurst, oder wenn Sie vielleicht Lust auf ein Glas Hauswein haben ... Was immer Sie mögen.«

Der Inspektor beschloss, sich mit einem Happen zu begnügen. Eigentlich hatte er gar keinen Hunger, eher eine flaue Leere im Magen von den vielen Kurven, die sein Opel von Rius hierher hatte nehmen müssen.

»Danke, Senyora Úrsula, ich denke, ich werde mich mit einem Glas Milch und einem Stück Brot begnügen. Bestimmt ist die Wurst in diesem Haus exzellent, aber jetzt möchte ich keine.«

Der Inspektor setzte sich auf den einfachen Rohrstuhl, den ihm die Frau gewiesen hatte, und sah sich um. Eine Küche von solchen Ausmaßen hatte er noch nie gesehen, nicht einmal in den reichsten Häusern von Rius, in denen er hatte herumschnüffeln dürfen. Ihm fiel die lange Reihe von Feuerstellen und Ziegelöfen auf, die drei Viertel der Wand einnahm. Dort stand auch ein moderner, offenbar nagelneuer Sparherd mit goldfarbenen Ornamenten, und am Ende befand sich einer dieser offenen Kamine, unter denen die gesamte Belegschaft Platz gefunden hätte. Der Inspektor stellte sich diese Küche bei Hochbetrieb vor. An den anderen Wänden gab es Spülbecken, Wassergefäße, Türen, durch die man vermutlich in Speisekammern gelangte, eine Tür zum Gemüsegarten und mitten im Raum der alte, riesige Tisch, an dem er saß. Der Inspektor konnte nicht umhin zu bemerken:

»Ziemlich groß, diese Küche, um eine einzige Dame zu versorgen.«

»Könnte man meinen, aber das Personal muss ja auch essen.« Das war keine gute Antwort, um den Frieden zu wahren, dachte Úrsula und verbesserte sich sofort: »Außerdem hat diese Küche schon ganz andere Zeiten erlebt. Als ich ins Haus kam, waren allein die Roderichs zu siebt, und sie hatten eine Menge Bedienstete. Da konnte man eine solche Küche gut gebrauchen, das können Sie mir glauben! Jetzt wird sie nur noch zu seltenen Gelegenheiten richtig genutzt.«

Während der Inspektor ihr zuhörte, griff er in seine linke Jackentasche und zog ein schwarzes Notizbuch hervor. Auf dem Umschlag

war ein weißes Rechteck mit einigen handschriftlichen Wörtern, zwei Zeilen akkurater Buchstaben in zwei unterschiedlichen Blautönen. Der Polizist holte auch einen Bleistift heraus und legte ihn daneben.

»Senyora Úrsula, was Sie mir da erzählen, interessiert mich sehr, denn das bedeutet ja, dass Sie schon hier waren, als noch Senyora Roderich, die Mutter der heutigen Herrin, das Sagen hatte.«

»Aber ja! Ich war ihre Milchamme. Ihre und die aller ihrer Brüder.«

»Tatsächlich? Das heißt, Sie kannten auch die Generation davor. Die Zeit von Senyor ...«

»Senyor Andreu Roderich«, sagte Úrsula, und in ihrer Stimme schwang nicht nur Stolz. »Und ob ich den kannte. Ich war vierzehn, als ich hierherkam, rechnen Sie sich aus, wie lange ich schon da bin.«

Sie öffnete eine kleine Kammer. An der Innenseite der Tür hing der bestickte Stoffbeutel, in dem das Brot aufbewahrt wurde. Mit feierlicher Geste nahm sie es heraus: Es war Weißbrot. Auf der Principal aß man Weißbrot. Sie schnitt eine dicke Scheibe ab. Der Blick des Inspektors haftete darauf, in diesen Zeiten war so etwas eine Seltenheit. Úrsula wusste, er würde die Geste zu schätzen wissen.

»Eine Sache hat mich an dieser Familie sofort erstaunt: Wenn ich richtig informiert bin, hatte Senyor Roderich vier Söhne, und trotzdem hat er die Principal seiner Tochter vermacht. Wie erklärt sich das?«

»Nun ja, ich weiß schon einiges über dieses Haus. Aber über den letzten Willen von Senyor Andreu sollte ich vermutlich nicht ...«

»Doch, das sollten Sie, Senyora Úrsula. Es ist Ihre Pflicht, die Polizei bei Ermittlungen zu unterstützen, und wenn Sie das unterlassen, wäre das nicht gut für Sie. Jede Frage, bei der Sie mir helfen, ersparen Sie obendrein Ihrer Herrin.« Für einen Augenblick hatte sich die Miene des Inspektors verhärtet. »Hören Sie mir gut zu, Úrsula. Es ist besser für Sie, wenn ich nicht ins Kommissariat komme und berichten muss, Sie hätten mir Ihre Kooperation verweigert. Und Senyora Magí wäre auch nicht erfreut, eine Vorladung nach

Rius zu erhalten, um ihre Aussage zu Protokoll zu geben. Das würde Aufsehen erregen, was wir doch vermeiden wollen ... Eine Polizeidienststelle ist kein guter Platz für eine Dame vom Stand der Senyora Magí. Sie täten gut daran, mir meine Fragen zu beantworten.«

Das war keine leere Drohung, denn jedermann ahnte, was sich in jenem ersten Jahr des neuen Regimes in den Kellern der Polizeistationen abspielte. Doch um nichts in der Welt wollte Úrsula ihrer Kleinen in den Rücken fallen, indem sie, wenn auch unfreiwillig, irgendeine Indiskretion beging. Andererseits hatte sie nichts zu verbergen.

»Also gut, wie Sie wünschen.«

Sie sah, wie der Inspektor das Buch aufschlug, nicht ganz vorne, sondern an einer Stelle, an der ein Lesezeichen steckte, und etwas hineinschrieb. Zu gern hätte sie gewusst, was. Aber im selben Moment kochte die Milch über und rann über das Emaille des Sparherdes, wobei dieses verräterische Knistern und ein angebrannter Geruch wahrzunehmen war. Úrsula schoss ihr gesamtes Repertoire an Flüchen durch den Kopf. So etwas war ihr nicht einmal als junges Ding passiert, und jetzt ließ sie sich von diesem Hornochsen so aus dem Konzept bringen.

»Oh, Verzeihung, ich habe nicht aufgepasst«, sagte sie, zog den Topf mit einem Lappen vom Herd und wischte gleich die Metalloberfläche ab. Dann füllte sie eine Schale, stellte sie vor den Inspektor und legte das Brot auf eine Serviette daneben. »Vorsicht, sehr heiß.«

»Schon recht.« Der Inspektor drehte sich zum Tisch. »Setzen Sie sich, Úrsula, setzen Sie sich zu mir«, sagte er und wies auf einen Stuhl, der einen halben Meter von ihm entfernt stand. »Ich darf doch einfach Úrsula sagen, oder? Das ist nicht so umständlich.«

»Meinetwegen. Wie man mich anspricht, ist mir mittlerweile ziemlich egal.«

Er lächelte und hob vorsichtig die Schale zum Mund. Er schlürfte hörbar, um sich nicht zu verbrennen, und trank ein wenig ab. Sonst wäre die Milch übergelaufen, sobald er das Brot hineinbrockte, hätte den Tisch bekleckert und ihn daran erinnert, wie ihn seine Mut-

ter als Kind deshalb gescholten hatte. Dann brach er das Brot in kleine Stücke. Er tunkte das erste in die Milch und schob es zwischen die Lippen. Úrsula sah den verzückten Ausdruck im Gesicht des jungen Mannes. Sie betrachtete ihn, besser gesagt, durchbohrte ihn förmlich mit dem Blick, als wollte sie so hinter seine Absichten kommen. Er wirkte gepflegt, und obwohl er Polizist war, besaß er Manieren. Und er hatte seit einer Ewigkeit kein Weißbrot mehr gegessen! Bestimmt war er noch keine dreißig Jahre alt und bereits Inspektor. Wie viel er dafür schon geleistet haben musste? Er sah gut aus, elegant, wenngleich ein Mann in Jackett und passender Hose immer viel hermachte. Feine Hände hatte er. Bei jedem anderen jungen Mann hätte sie Angst gehabt, er könnte die Milch über sein Notizbuch schütten. Bei ihm nicht, er benahm sich ausgesprochen anständig. Was zum Teufel hatte er auf der Principal verloren?

Als er das Brot fast aufgegessen hatte und nur noch ein Rest Milch übrig war, schob er die Schale weg, wischte sich den Mund ab, griff nach dem Büchlein und strich über die aufgeschlagene Seite. Er kritzelte etwas, dann sah er der Alten ins Gesicht.

»Na, dann fangen wir mal an, Úrsula, und um Ihre Aussage ordnungsgemäß aufnehmen zu können, muss ich zunächst Ihren vollständigen Namen wissen.«

Úrsula antwortete in selbstverständlichem Ton:

»Paquita Farrés Grau.«

Der Inspektor, der den Stift schon gezückt hatte, hielt einen Augenblick inne, dann hob er den Kopf und sah sie ungläubig an.

»Ja, aber haben Sie nicht gesagt, Sie seien Úrsula?«

»Ja, Senyor, ich bin die Ursuline Paquita Farrés Grau.«

»Wenn ich Sie richtig verstehe, heißen Sie also, offiziell und laut Ihren amtlichen Papieren, Paquita Farrés Grau.«

»Na ja, in meinem Ausweis steht Francisca Farrés Grau.«

»Verstehe ...«, sagte er, während er schrieb, »darum habe ich, als ich im Rathaus nach Ihrem Namen suchte, keine Úrsula Ihres Alters gefunden, sondern nur eine von etwa sechzig Jahren.«

»Ja, Senyor, meine Tochter.«

Beinahe hätte der Inspektor losgeprustet, hielt sich aber zurück.

»Könnten Sie mir das vielleicht näher erklären?«

»Auf dem Land kommen solche Sachen halt vor, Herr Inspektor, in Pous hat man mich immer nur Úrsula genannt.«

Der Polizist merkte, dass er der Frau allmählich auf die Nerven ging.

»Sie wollen es mir also lieber nicht erklären.«

»Da hat sich niemand reinzuhängen«, erwiderte sie patzig, bereute es aber sofort. Obwohl sie recht hatte. Was gingen diesen Schnösel aus der Stadt ihre persönlichen Angelegenheiten an, selbst wenn das ganze Dorf darüber im Bilde war. Ihm konnte es doch egal sein, dass sie die letzte von drei Ursulinen namens Isabel, Maria und Paquita war – was ihr übrigens besser gefiel als Francisca, denn so hieß sie erst, seit diese Wichtigtuer den Krieg gewonnen hatten. Alles hatte damit angefangen, dass die Ursuline Isabel durch einen Tagelöhner vom Hofgut der Familie Vas geschwängert wurde und sechs Monate, bevor sie die Ursuline Maria gebar, das Ursulinenkloster von Rius verlassen musste, damit es keinen Riesenwirbel gab. Seither wurde jedes Mädchen, das im Hause Ribot zur Welt kam, ungeachtet des Taufnamens, Úrsula gerufen. Auch sie selbst, die sich kaum noch erinnerte, eigentlich Paquita zu heißen, weil niemand sie jemals so genannt hatte, war ungeplant und unter peinlichen Umständen schwanger geworden. Als ihr die Hebamme am Tag der Entbindung ihre Tochter in den Arm legte, beschloss sie, dass dieses Mädchen nun tatsächlich Úrsula heißen sollte, da es an der Zeit war, sich dem göttlichen Plan zu fügen und klare Verhältnisse zu schaffen.

»Na gut, soll mir recht sein«, sagte der Inspektor, um das Thema zu beenden. »Und wie soll ich Sie nun nennen, Úrsula oder Paquita?«

Sie war wieder ruhiger und entgegnete, als verstünde sich das von selbst:

»Das können Sie sich aussuchen ..., nur wenn sie nach Paquita rufen, werde ich mich nicht angesprochen fühlen.«

»Ha!«, entfuhr es dem Polizisten, der das Lachen kaum halten konnte. »Daran werde ich mich halten.«

Er zeichnete um »Francisca« einen Kringel mit einem Pfeil nach unten und dorthin schrieb er »ÚRSULA«, in Großbuchstaben.

»Also schön, Úrsula«, begann er wieder, bemüht, nicht spöttisch zu klingen. »Sie waren also schon hier zu Zeiten von Senyor ...«, er schaute in sein Buch.

»Andreu, Senyor Andreu.«

»Genau. Man hat mir schon viel über ihn erzählt, aber wahrscheinlich hat ihn niemand so gut gekannt wie Sie.«

»Da können Sie sicher sein.«

»Dann würde ich jetzt gern noch einmal auf den bereits angesprochenen Punkt zurückkommen. Mich würde interessieren, warum nach dem Tod von Senyor Roderich seine Tochter das Gut geerbt hat und nicht einer ihrer Brüder, vorzugsweise der älteste.« Erwartungsvoll sah er sie an.

»Oje, Herr Inspektor, das ist sehr lange her.« Sie verstummte. Der Polizist dachte schon, aus dieser Frau wäre nichts herauszubekommen, doch mit einem Mal holte sie Luft.

»Das war damals, als die Reblaus nach Pous kam ... Lassen Sie mich überlegen, wo ich anfangen ... Bis dahin gebe ich Ihnen noch etwas Milch und ein Stück Brot.«

Mit den mechanischen Gesten lebenslanger Routine bediente sie ihn, während sie zwischen den Spinnweben ihres Gedächtnisses nach den Dingen grub, die sie weglassen sollte.

»Also, es war nach dem Sommer 1893, als ...«

#### WIE DIE REBLAUS DIE ABADIA BEFIEL UNGEORDNETER BERICHT

*1893, als Raül eines Morgens vom Mas Gran herübergelieferte, um den Untergang der Principal zu verkünden, war Maria zwanzig Jahre alt, das dritte Kind und das einzige Mädchen unter fünf Geschwistern. Sie hießen Robert, Ernest, Maria, Lluís und Joan.*

*Ihre Mutter, Blanca Basses, entstammte einer verarmten Familie aus Rius. Eine Frau mit Stil und von einer zarten Schönheit, die dem*

Herrn des Hauses Roderich den Kopf verdreht hatte. Senyor Andreu, der sich immer sehr seriös gab, hatte sich seit seinem Wirtschaftsstudium in der Hauptstadt mit vielen Mädchen vergnügt, aber bis zu seiner Begegnung mit Blanca war ihm keine geeignet erschienen, mit ihr eine Familie zu gründen. Dieser Mann suchte in einer Frau nicht Liebe oder Verbundenheit; eigentlich brauchte er sie nur, um seine Lust zu befriedigen und Nachkommen in die Welt zu setzen, und wie viele andere Männer glaubte er, wenn beides problemlos vonstattenging, sie zu lieben.

Nach der Eheschließung mit Senyor Andreu wurde die Mutterschaft zu Blancas einzigem Lebenszweck, was gewiss auch auf das Naturell ihres Gatten zurückzuführen war. Sie empfing mit fast verdächtiger Regelmäßigkeit jeweils im Abstand von einem Jahr und drei Monaten ein Kind.

Úrsula war mit vierzehn in die Dienste der Principal getreten, um dort »zu tun, was man dich heißt, Kind«, wie ihre Mutter, die Ursuline Isabel, ihr mit auf den Weg gegeben hatte. Und als sie mit siebzehn begann zu tun, was Senyor Andreu sie hieß, wurde sie sofort schwanger. Nach sechs Monaten konnte sie ihren Leib mit keinem Mieder mehr auf Taille schnüren, und Senyora Blanca Basses, die ihr erstes Kind erwartete und im achten Monat war, zitierte sie zu sich.

Schon auf dem Weg zu ihr hatte sich Úrsula damit abgefunden, aus dem Haus gejagt zu werden, denn im Dorfredete man längst von nichts anderem mehr. Doch es kam anders. Diese herzensgute Senyora bat sie zu bleiben, weil sie in dieses Haus gehöre, und gelobte, sie stets zu beschützen. Wie auf einem dieser kitschigen Sammelbildchen lagen sie sich am Ende schluchzend in den Armen.

Die Herrin, die immer alles richtig machte, gebar einen Stammhalter, wie es sich gehörte. Úrsula half ihr bei der Geburt, nicht nur, weil es ihre Aufgabe war, sondern aus ehrlicher Zuneigung. Zwei Monate später versuchte Senyora Blanca, sich bei Úrsulas Niederkunft zu revan- chieren, da sie aber kein Blut sehen konnte, ohne in Ohnmacht zu fallen, flüchtete sie sich in die Küche wie eine Magd.

Nachdem die Hebamme Úrsulas Töchterchen gewaschen hatte, war unübersehbar, dass sich das Kind der Herrin und das des Dienstmäd-

*chens glichen wie zwei Wassertropfen. Dieselben Züge, derselbe Blick, denn beide waren Ebenbilder Senior Andreus.*

*Die Neuigkeit verbreitete sich rasend schnell, und trotz des unterschiedlichen Geburtsdatums behaupteten böse Zungen, auf der Principal hätten zwei Frauen gemeinsam ein Zwillingspärchen zur Welt gebracht. Der aufgeregte Klatsch ließ Úrsula wieder das Schlimmste befürchten, doch Senyora Blanca bestand nicht nur darauf, sie im Haus zu behalten, sondern behandelte sie von diesem Moment an, als gehörte sie zur Familie. Eine solche Herrin verdiente absolute Loyalität. Kein Zweifel.*

*Úrsula beschloss, ihr ergeben zu dienen, und ihre gegenseitige Sympathie war so stark, dass sich keine der beiden an Andreus leidenschaftlichen Exzessen störte, während dieser von einem Bett ins andere wechselte, ohne vom Pakt der Frauen etwas zu ahnen. Und das war auch gut so. Er konnte sich fröhlich seinen Seitensprüngen widmen, und weil eine Gießkanne zwei Blumentöpfe begoss, hatten diese mehr Ruhe.*

*Dazu kam, dass Úrsula seit der Geburt ihrer Tochter über zwei unerschöpfliche Milchquellen verfügte, die ihr erlaubten, nicht nur ihr eigenes Kind zu stillen, sondern darüber hinaus alle, die die Senyora nach und nach zur Welt brachte. Und fünfundzwanzig Jahre später waren ihre Brüste noch immer nicht versiegt, was sie zur gefragtesten Amme in ganz Pous machte; sogar wundersame Heilkräfte sagte man ihrer Milch nach.*

*Nach der Geburt ihres fünften Kindes, Joan, fühlte sich Senyora Blanca Bases de Roderich unwohl. Zuerst schien es, als erholte sie sich nur schwer von dieser Entbindung, die eigentlich problemlos verlaufen war. Doch was nach vorübergehender Schwäche ausgesehen hatte, erwies sich als eine Krankheit, vor der es kein Entrinnen gab und die sie nach acht Monaten des Leidens das Leben kostete. Ein herber Verlust für die Familie und ein schwerer Schlag für Senior Andreu.*

*Andreu war nach dem Tod seiner Frau am Boden zerstört, innerlich zerrüttet, und entgegen der allgemeinen Annahme, er werde mit der Zeit schon darüber hinwegkommen, nistete sich die Traurigkeit in ihm ein, um ihn nie wieder zu verlassen. Der schweigsame Herr der Principal erfüllte jeden Winkel des Hauses mit Verdrossenheit, worunter na-*

türlich vor allem die fünf Kinder zu leiden hatten. Er wusste nicht mit ihnen umzugehen, er war unfähig, mit ihnen zu leben oder mit ihnen zu spielen, und hatte nie eine zärtliche Geste oder ein liebes Wort für sie. Er war nicht dazu imstande, und daran änderte auch die Zeit nichts.

Die Sprösslinge der Principal konnten von Glück sagen, dass sie Úrsula hatten, darüber war sich in Pous jeder im Klaren. Und diese, als ihre Amme und Mitwiserin vieler Geheimnisse, verpflichtete sich, ohne zu zögern, ihr gesundes Gedeihen und ihre Erziehung fortan selbst in die Hand zu nehmen. Dafür gab es auch noch einen tieferen Grund: Seit dem Tod seiner Gattin war Senyor Andreu nicht mehr zu Úrsula ins Bett gekommen. Der Witwer hielt seiner toten Frau die Treue, die er zu ihren Lebzeiten ständig gebrochen hatte. Úrsula sagte sich, Männer seien nun mal sonderbare Geschöpfe, und schwor sich, die ehemalige Herrin ebenso wenig zu verraten und sich um deren Kinder zu kümmern, als wären es ihre eigenen.

Einen Anflug von Vaterglück schien ihm sein Erstgeborener Robert zu bescheren, als der sein Medizinstudium in der Hauptstadt aufnahm. Als wäre der Eintritt in die Universität ein Beweis für Reife, gelang es Andreu Roderich, ab und zu mit seinem Sohn ein Gespräch unter Erwachsenen zu führen, das sich für gewöhnlich um dessen berufliche Zukunft oder finanzielle Fragen drehte. In dem Jahr, von dem hier die Rede ist, 1893, hatte Robert seit zwei Jahren seinen Abschluss und als einer der Besten promoviert. Sein Vater belohnte ihn mit einer Praxis in Barcelona, im ersten Stock des Hauses im Carrer de la Universitat, ausgestattet mit allem, was ein Erbe der Roderichs brauchte, um als Arzt ein würdiges Auskommen zu haben. Er war stolz auf ihn.

Maria Roderich wusste um die Schranken, die ihr durch ihr Geschlecht auferlegt waren, und auch wenn sie vielleicht besonders fürsorglichen Schutz genoss, war sie doch unweigerlich weniger wert als ihre Brüder, selbst als die jüngeren. Zudem konnte sie die Gefühle ihres Vater nicht recht einordnen. Abgesehen von raren Gelegenheiten, wie beispielsweise ihrer Firmung, vor der er ihr übers Haar gestrichen hatte, brachte er es nie fertig, mit seiner Tochter in einen vernünftigen oder gar liebevollen Dialog zu treten. Maria empfand diesen Mangel an Zärt-

lichkeit als klare Zurückweisung. Sie glaubte, ihre große Ähnlichkeit mit ihrer Mutter löse in ihrem Vater Erinnerungen aus, die ihn krank machten vor Sehnsucht.

Auch Ernest hatte dem Wunsch seines Vaters entsprochen und Pharmazie studiert. 1893 stand er kurz vor der Erlangung der Doktorwürde. Ernest bewunderte seinen älteren Bruder maßlos und träumte davon, dessen Praxis durch eine Apotheke im Erdgeschoss des Hauses im Carrer de la Universitat zu ergänzen, wie es ihm sein Vater bereits in Aussicht gestellt hatte. Er war still und schüchtern und litt seit seiner Kindheit unter einer Sprachhemmung, so dass er in schwierigen Situationen zu stottern begann.

Lluís, der Viertgeborene, folgte eher seinen Neigungen und wurde Rechtsanwalt. Unter den Brüdern war er der lebhafteste und aufsässigste. Mit der Wahl eines geisteswissenschaftlichen Fachs, was im Hause Roderich zu jener Zeit als wenig respektabel galt, hatte er seinen Vater gegen sich aufgebracht. Der Familienstreit darüber war lang und heftig, doch am Ende gab Andreu Roderich nach.

Und zu guter Letzt war da noch Joan, der jüngste Sohn. Ein sensibler, in sich gekehrter Junge, der mit Begeisterung Messdiener war und beim Geruch von Weihrauch in Verzückung geriet. Das Priesteramt war sein Lebenstraum. Senyor Andreu hielt es für vorteilhaft, wenn sein Jüngster einer so einflussreichen Institution beitrug. Joan hatte seine volle Unterstützung.

An jenem unheilvollen Tag also erschien Úrsula im Speisezimmer der Principal und meldete, Raül sei da und er sei sehr aufgeregt. Senyor Andreu saß wie gewöhnlich am Kopf der Tafel, an den Seiten jeweils zwei seiner Kinder in der Reihenfolge ihrer Geburt, während das gegenüberliegende Ende des Tisches Robert vorbehalten war.

»Senyor, unten steht der Vorarbeiter. Er ist vollkommen außer sich und sagt, er müsse Sie sofort sehen. Ich habe ihm gesagt, Sie seien beim Essen, aber er hat mich angebrüllt und gedroht, die Tür einzutreten, wenn er Sie nicht umgehend sprechen kann.«

Andreu Roderich, Herr über La Principal und viele weitere Besitztümer, aß gerade einen köstlichen Kabeljau mit Schmorgemüse, eines der Gerichte, die Rosa meisterlich gelangen. Um seine Autorität zu de-

monstrieren, kaute er den Bissen gemächlich zu Ende und schluckte ihn hinunter. Dann tupfte er sich die Lippen ab, faltete sorgsam seine Serviette zusammen, legte sie rechts neben seinen Teller und befahl, fast ohne aufzublicken:

»Lass ihn herein.«

Er ahnte, was kommen würde. Seit Monaten, seit Jahren schon, fürchtete er diesen Moment. Die Hiobsbotschaft hatte unbegreiflich lange auf sich warten lassen, und auch wenn ihn das Wissen um das nahende Unglück verbittert hatte, war er durch die Verzögerung doch längst zum Millionär geworden.

In würdevoller Haltung sah er seine Kinder an, eines nach dem anderen. Nur Maria erwiderte gespannt seinen Blick, die anderen widmeten sich weiter ihrem Kabeljau und achteten nur darauf, keine Gräte zu verschlucken. Sie wussten nicht, was in den nächsten Minuten geschehen würde, und erst recht nicht, was ihnen ein paar Tage später bevorstand. Er sagte kein Wort. Er suchte festen Halt auf seinem Mahagonistuhl und schickte sich an, die Verkündung seines Ruins so gefasst wie möglich entgegenzunehmen.

Als Raúl eintrat, erkannte Senyor Andreu sofort, dass er sich nicht getäuscht hatte. Dieser Mann hatte Angst, weil er der Überbringer der Schreckensnachricht war.

Der Vorarbeiter blickte auf die jungen Männer, die unbekümmert weiteraßen, ohne sich zu wundern, warum er zur Essenszeit heraufgekommen war und dastand, als wartete er auf eine Anweisung seines Herrn.

Senyor Roderich räusperte sich leise.

»Kinder, ich bitte um eure Aufmerksamkeit.«

Erst als alle aufschauten und das Besteck abgelegt hatten, fuhr er in düsterem, feierlichem Ton fort:

»Es gibt Tage, die bleibende Spuren hinterlassen. Hört gut zu, was Raúl uns mitzuteilen hat. Es ist sehr wichtig, denn es wird euer Leben für immer prägen. Eures und meines.« Er machte eine Pause und wandte sich dann an seinen getreuen Vorarbeiter. »Raus mit der Sprache, Raúl, und drück dich bitte klar aus.«

Raüls sehnige Hände kneteten seine Mütze zu einem Knäuel, so ver-

stört war der arme Kerl. Der Bote dermaßen schlimmer Nachrichten zu sein würde ihm gewiss Unglück bringen.

»Senyor Andreu, das Magnoliental ist von oben bis unten voller Reb-läuse. Und die Arbeiter vom Mas Gran sagen, sie hätten schon überall befallene Stöcke gesehen.«

Er verstummte, als hätte er soeben ein Todesurteil gesprochen. Senyor Roderich schob langsam seinen Stuhl zurück, um aufzustehen, blieb aber sitzen, als fehlte ihm die Kraft. Seine Stimme bebte vor Erschütterung. Als die fünf Geschwister sahen, wie niedergeschlagen er war, entstand eine Grabesstille.

»Kinder, Raül hat uns soeben informiert, dass die Reblaus unser Gut erreicht hat. Euch muss klar sein, dass es mit unseren Weinbergen vorbei ist. Und mit unserer Kellerei auch. Die Kelter, die Presse, die Fässer, die Verkäufer, die Vertreter, all die Dinge und Menschen, denen diese Familie seit Jahrzehnten ihren Wohlstand verdankt, sind nutzlos geworden. Und darum hat auch das Leben, das wir bis jetzt geführt haben, seinen Sinn verloren. Es ist alles zu Ende. Möge Gott uns beistehen.«

Die Geschwister waren wie gelähmt, ihr Vater hatte noch nie viele Worte gemacht, und was er sagte, war stets gut durchdacht. Diese Ansprache hatte er nicht aus dem Stegreif gehalten, sondern seit langem parat gehabt. Wie auch das Folgende, das an seinen Vorarbeiter gerichtet war:

»Raül, geh sofort zum Pfarrhaus und sag Pfarrer Genís, er soll die Glocken läuten, um unverzüglich das Dorf zu versammeln. Auf der Stelle, richte ihm das von mir aus.«

Beim Klang eines bestimmten Geläuts wusste jeder in Pous, dass Gefahr im Verzug war. Im Dorf öffneten sich, schnell und leise, eine nach der anderen, sämtliche Türen. Das Oberhaupt eines jeden Hauses trat auf die Straße und strebte zur Kirche, in die Kapelle der heiligen Basilissa, der Schutzpatronin von Pous. Binnen kürzester Zeit war eine lange Reihe von Männern mit mürrischem Blick und sorgenvoller Miene dorthin unterwegs. Keiner der acht Gutsherren fehlte und auch kein Bauer, der einen Weingarten besaß, egal, ob groß oder klein. Der Aufruf um diese Stunde hatte alle beim Mittagessen aufgeschreckt, sie waren vollzählig. Nachdem sich herumgesprachen hatte, dass Andreu Rode-

rich höchstpersönlich dafür verantwortlich war, gab es keinen Zweifel an der Bedeutsamkeit des Anlasses. Es dauerte keine zwanzig Minuten, bis sich alle Herren in der kleinen Kapelle eingefunden hatten. Alle Herren und Pilar Vas, die junge Erbin der Familie Vas und Gebieterin über einen beträchtlichen Besitz, die ganz in Schwarz und mit Mantille erschienen war.

Um nicht unter den Ersten zu sein, rauchte der Hausherr der Principal in seinem Arbeitszimmer eine Zigarre und ließ sich noch einmal durch den Kopf gehen, was er zu sagen hatte. Kurz und bündig, ohne viel Aufhebens, ohne zu dramatisieren. Mit Würde. Anders hätte sich jemand wie er auch gar nicht verhalten können.

Gemessenen Schrittes und wohl wissend, dass aller Augen auf ihn gerichtet waren, betrat er die Kapelle. Schon immer hatte er eine herausragende Position im Dorf innegehabt, doch so viel Aufmerksamkeit war ihm selten zuteilgeworden. Selbst seine unversöhnlichsten Feinde waren gekommen, um ihn anzuhören.

Er ging durch die Gruppe der Wartenden direkt auf Pfarrer Genís zu und küsste ihm die Hand. Auf diese Weise bezeugte er dem Geistlichen seine Ehrerbietung und vermied zugleich, die anderen begrüßen zu müssen. Mit einer Geste bat er den Pfarrer um Erlaubnis, und als der nickte, stieg er die Stufen zu dem winzigen Presbyterium hinauf. Nachdem er vor dem Bild der Schutzheiligen das Knie gebeugt hatte, wandte er sich mit Entschiedenheit den Anwesenden zu und sagte mit fester Stimme:

»Verehrte Dame, verehrte Herren. Heute Morgen haben meine Arbeiter auf meinem Land, im Magnoliental, um genau zu sein, von Reb-läusen befallene Weinstöcke entdeckt.«

Die Pause war beabsichtigt. Den Versammelten entfuhr ein seit langer Zeit angestautes Lamento. Als der Tumult sich wieder gelegt hatte, fuhr der Herr der Principal fort:

»Einige von uns hatten ja gehofft, es würde uns niemals treffen. Weder Pous noch die Abadia. Aufwundersame Weise war die Plage, die seit fast dreißig Jahren in den Weinbergen Europas wütet, an der Grenze zu unserer Region zum Stillstand gekommen und hatte uns verschont. Und wir hatten uns der Illusion hingegeben, Auserwählte Gottes zu sein ...